

Hans Hufner
(Claudia Stosik Hg.)

Kuriose
Grenzgeschichten

Mai 1945 bis November 1989

Zum Autor:

Hans Hübner (1926-2009) wurde in der Kleinstadt Groitzsch südlich von Leipzig geboren. Der Krieg unterbrach seine Schulzeit auf St. Augustin zu Grimma/Sachsen, denn die Schüler des Jahrganges 1926 gehörten zu jenen jungen Menschen, welche ab Februar 1943 als Luftwaffenhelfer für den „Flak-Dienst“ der Leuna-Werke eingesetzt wurden. Ein sich anschließender „Reichsarbeitsdienst“ (RAD) führte ihn nach Ostpreußen. Offensichtlich gehörte es zum ungeschriebenen Gesetz, sich als Schüler einer höheren Schule zur Ausbildung als Reserveoffizier zu melden. Mein Vater absolvierte ab Juni 1944 seine Ausbildung beim Regiment der Hoch- und Deutschmeister in Brünn. Nach Marschbefehl verließ er am 2. April 1945 seinen Standort Znaim und kam nach vielen Wegen und Umwegen schließlich am 12. Mai 1945 in seiner Heimatstadt Groitzsch an. Dort erlernte er bei der Firma Sebastian das Maurerhandwerk. An Arbeit mangelte es durch die vielen Kriegszerstörungen nicht. Nach seiner Lehre studierte Hans Hübner ab dem Wintersemester 1948/49 Architektur an der Technischen Hochschule in Dresden. Nach Beendigung des Studiums 1954 arbeitete er bis 1991 als Architekt in Dresden. Schon von frühester Jugend an schrieb er seine Erlebnisse und Eindrücke auf, so dass seine Grenzgeschichten überwiegend auf Kalender- und Tagebuchaufzeichnungen basieren.

Claudia Stosik (Hg.)

**Kuriose
GRENZGESCHICHTEN**

Mai 1945 bis November 1989

Geschichten, die mir an den Grenzen
und durch die Grenzen in und um Deutschland
widerfahren, beginnend im Mai 1945 bis
in die Novembertage des Jahres 1989

Titelbild:

Die Herausgeberin im Oktober 1967 auf einer Wanderung mit Vater (Hans Hüfner) und Cousin von Hinterhermsdorf nach Sebnitz auf dem Alfred-Meiche-Weg immer entlang der deutsch-tschechoslowakischen oder eben sächsisch-böhmischen Grenze.

Zur Herausgeberin und Autorin:

Claudia Stosik, geb. 1961 in Dresden, Berufsausbildung Reproduktionstechnik, Umschulung Bürokauffrau, Abitur am Abendgymnasium Dresden, Studium der Geschichte, Kulturwissenschaften und Literatur an der Fernuniversität Hagen. Masterarbeit über die Schulklasse ihres Vaters während der Kriegsjahre 1943/44. Interessenschwerpunkt biografische Themen: Bachelorarbeit über die Sebnitzer Malerin Ilse Ohnesorge im Kontext der Industrialisierung.

Veröffentlichungen:

Beitrag beim Ideenwettbewerb der Deutschen Gesellschaft e.V., Berlin 2012 (Werte und Wertewandel); Schicksale im Ersten Weltkrieg – Erinnerung und Gedenken an Menschen in Dresden-Pieschen, Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2016

(Herausgeberin und Autorin der Geschichten 7, 11 und Teil 1 von Geschichte 13)

Dresden, Februar 2017

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96008-734-2

Copyright (2017) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

14,95 Euro (D)

Urheberrechtlich geschütztes Material!

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung.....	7
DIE ERSTE GESCHICHTE	
Mai 1945.....	11
DIE ZWEITE GESCHICHTE	
sowjetisch-britische Besatzungszone 1947.....	15
DIE DRITTE GESCHICHTE	
Neujahrsnacht 1947/48.....	19
DIE VIERTE GESCHICHTE	
Sommer 1949 – Grenze Bayern/Thüringen.....	23
DIE FÜNFTE GESCHICHTE	
Sommer 1952 – Fahrt an die Ostsee.....	29
DIE SECHSTE GESCHICHTE	
Grenzkontrollpunkt Marienborn 1953.....	35
DIE SIEBENTE GESCHICHTE	
Sommer 1961 – 13. August – der Mauerbau.....	39
DIE ACHTE GESCHICHTE	
Berlin 1976 – Brandenburger Tor.....	45
DIE NEUNTE GESCHICHTE	
Pfingsten 1985 – Treffen in Karlovy Vary.....	51

DIE ZEHNTE GESCHICHTE	
Sommer 1986 – Antrag auf eine Reisegenehmigung in die BRD.....	55
DIE ELFTE GESCHICHTE	
Sommer 1987 – Schiffsreise nach Polen.....	65
DIE ZWÖLFTE GESCHICHTE	
August 1987 – Fahrt in die Slowakei.....	73
DIE DREIZEHNTE GESCHICHTE	
Berlin 1988/89 – Innensichten der Mauer.....	77
DIE VIERZEHNTE GESCHICHTE	
November 1989 – Mauerfall.....	85
DIE MAUER IST GESCHICHTE	
Eindrücke von 1990.....	97
EINE ABSCHLIESSENDE BETRACHTUNG	
aus dem Jahre 1988 unter dem Motto Ein Sachse ist immer dabei.....	99
Nachbemerkung.....	104
Bildnachweise.....	105
Literatur.....	105
Quellen.....	105
Verzeichnis Anhang:.....	107
Dokumente, Briefe.....	108

VORBEMERKUNG

Geboren im Jahre 1926 hat mir das Schicksal in den darauffolgenden Jahren und Jahrzehnten bis in die jüngste Gegenwart hinein, die kostenlose Teilnahme an der europaweiten, zeitweise weltumspannenden Nonstop-Live-Supershow, „Die törichten Streiche der Menschheit im 20. Jahrhundert“, ermöglicht.

Ein besonderes Privileg war das nicht. Schließlich haben alle in unseren Breiten und um diese Jahre Geborenen das gleiche Spektakel, wenn auch aus unterschiedlichen Blickrichtungen erlebt, die meisten, wie ich, aus der Sicht des kleinen Mannes. In all diesen Jahren habe ich aufgeschrieben, was mir diesbezüglich an Bemerkenswertem widerfuhr und auch, was ich an Bemerkenswertem in Erfahrung bringen konnte, ohne besondere Absicht und deshalb auch mehr oder weniger lückenhaft. Immerhin verfüge ich damit über Aufzeichnungen, die schon deswegen interessant sind, weil sie in den meisten Fällen unmittelbar nach den betreffenden Ereignissen niedergeschrieben wurden und so ziemlich getreu widerspiegeln, wie das damals war. Ich bin also nicht darauf angewiesen, Vergangenes mühsam zu rekonstruieren oder durch freie Erfindungen abzurunden, wenn ich in den folgenden Kapiteln ein begrenztes Thema aus dem Gesamtrahmen herauslöse, Episoden, Begebenheiten, Geschichten, die eine Zeitspanne von 44 Jahren umfassen, beginnend im Mai 1945 bis in die Novembertage des Jahres 1989, Geschichten, die mir an den Grenzen und durch die Grenzen in und um Deutschland widerfuhren: GRENZGESCHICHTEN. Es sind Geschichten aus der einstigen sowjetischen Besatzungszone, der späteren DDR, wie sie sich tausendfach in ähnlicher Weise zugetragen haben, es sind alltägliche Geschichten.

Für unsere Verwandten aus dem Westen hatten die Grenzen schon frühzeitig ihren trennenden und abschreckenden Charakter verloren, denn die westliche Welt bot Bewegungsfreiheit in überreichem Maße. Es fiel ihnen deshalb nicht schwer, die letzte, noch unbehagli-

che Gefühle weckende Grenze, die Trennungslinie zwischen Ost und West am „Eisernen Vorhang“, als gegeben hinzunehmen, zumal eine landläufige Meinung besagte, daß hier ohnehin die Welt zu Ende sei, und dahinter nur Kommunisten und Russen ihr Unwesen trieben. Für den gewöhnlichen DDR-Bürger dagegen blieben die ihn umschließenden Grenzen bis zuletzt nur schwer zu überwindende Hindernisse, die seine Oberen aufgetürmt hatten in dem Wahn, nur dadurch ihre und ihres Staates Existenz bis in alle Ewigkeit sichern zu können. Erst mit der „Verordnung über Reisen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik nach dem Ausland“ vom 30. November 1988 gab es eine gesetzliche Grundlage, die regeln sollte, wer, unter welchen Voraussetzungen und in welcher Richtung die Grenze überschreiten und das Vaterland verlassen durfte. Bis dahin war staatliche Willkür oberstes Gesetz. Auch davon wird in den Grenzgeschichten die Rede sein.

Die Grenzgeschichten schreibe ich auf...

1. weil es sein könnte, daß meine Kinder, Kindeskindern oder wer auch immer, später einmal, wenn die Gegenwart Geschichte geworden ist, gern mehr darüber wissen möchten, wie das damals war, und was ihren Eltern, Großeltern, Urgroßeltern u.s.w. widerfuhr,
2. weil mir dazu, wie bereits erwähnt, einiges Material zur Verfügung steht, und
3. weil Grenzgeschichten in Verbindung mit dem „Reiseverbot“ dazu beitragen, daß sich manch Bewohner der DDR von seinem Staat lossagte, sei es gedanklich oder die Gedanken in die Tat umsetzte.

Soweit die Vorbemerkung und nun die Grenzgeschichten, vierzehn an der Zahl.

Aufgeschrieben im Jahre 1993

ERGÄNZENDE GEDANKEN

Diese Geschichten schrieb mein Vater Anfang der 1990er Jahre auf. Punkt 1 kann schon bestätigt werden, denn ich wollte nicht nur mehr über die Geschichte wissen, sondern auch einige Grenzgeschichten aus meinem eigenen Erfahrungsschatz ergänzen.

Die damaligen innerdeutschen Grenzen sind heute nicht mehr vorhanden. Auch Berlin ist wieder von allen Seiten zugänglich. Die sogenannte Freundschaftsgrenze zur damaligen ČSSR hat heute ebenfalls ihren trennenden Charakter verloren. Ganz wie es beliebt, können Wanderungen grenzüberschreitend unternommen werden. Im Vertrag von Eger im Jahr 1459 wurde die Grenzfestsetzung zwischen Sachsen und Böhmen besiegelt. Diese Grenzlinie regulierte die Gebietsansprüche beider Länder bzw. der Herrscherhäuser der Wettiner und der böhmischen Könige, hatte also keinen nationalen oder sprachlichen Hintergrund. Die Grenzfestlegung hat sich übrigens bis heute kaum verändert und ist somit die am längsten bestehende Grenze Europas.

Das Jahr 1961 war ein einschneidendes Jahr bezüglich Grenzschließung und deshalb habe ich in diesem Kapitel Eindrücke und Wahrnehmungen meiner Verwandten zur Sprache gebracht, welche sich während eines Briefwechsels vorsichtig zum Thema Mauerbau äußerten. Die große Politik kann in diesem Büchlein nicht erörtert werden, dazu findet man in der Fachliteratur genügend Informationen. Doch wie haben sich die Menschen vor allem in der DDR mit der Abriegelung zum westlichen Ausland abgefunden? Auch die Westdeutschen waren die ersten Jahre von der Grenzregelung mit betroffen, denn ihnen verwehrt man die Einreise in den anderen Teil Deutschlands.

In den 1980er Jahren spitzten sich die politischen Verhältnisse zu, denen die DDR-Regierenden am 9. November 1989 nichts mehr entgegenzusetzen konnten außer den Schlagbaum an der Bornholmer Brücke in Berlin zu öffnen – für immer!

Ein neues Kapitel der deutschen Geschichte begann. Diese und andere Episoden werden in dieser kleinen Publikation erzählt.



*Die deutsch-tschechische Grenze auf dem ehemaligen Fremdenweg
in der Sächsisch-Böhmischen Schweiz*

DIE ERSTE GESCHICHTE

Wie ich im Mai 1945 ganz unvermutet auf eine Grenze stieß, die es bis dahin in Deutschland noch zu keiner Zeit gegeben hatte, und wie ich ebenfalls ganz unvermutet, die Sowjets von ihrer allerbesten Seite kennenlernte.

Am 11. Mai 1945, drei Tage nach der bedingungslosen Kapitulation, die in Deutschland den Zweiten Weltkrieg beendete, stand ich als junger Soldat, der mit gemischten Gefühlen seine Flinte ins Korn geworfen, der die Wirren der letzten Wochen ohne Schaden zu nehmen überstanden und dessen Einheit sich sang und klanglos aufgelöst hatte, ganz unvermutet an einer Grenze, die es erst seit wenigen Tagen gab, an der Demarkationslinie zwischen den amerikanischen und den sowjetisch besetzten Teilen Deutschlands. Diese Grenze verlief damals an der Zwickauer- und vereinigten Mulde bis zu deren Einmündung in die Elbe, dann weiter stromabwärts, war bereits in jenen Tagen nicht mehr frei passierbar und wurde, besonders auf der westlichen, amerikanischen Seite, scharf bewacht.

Erst am 9. Mai hatten uns die Ereignisse ziemlich nachdrücklich belehrt, dass der Krieg zu Ende war. Im Morgenrauen dieses Tages fanden sich die Reste meiner Einheit nach einer Nachtfahrt über den Kamm des Erzgebirges hinweg, irgendwo im böhmischen Mittelgebirge wieder. Uns weiter nach Westen und bis zum Ami durchzuschlagen, so lauteten die letzten Befehle. Aber der Iwan hatte, wie sich bald herausstellte, den letzten, noch verbleibenden Rückzugsweg schon abgeschnitten, und so landete ich zwangsläufig noch am gleichen Tage, gemeinsam mit Tausenden anderer deutscher Soldaten als Gefangener auf einem Sportplatz am Stadtrand von Teplitz.

Als ich nach mehrstündiger Ungewissheit zu begreifen begann, in welcher misslichen Lage ich geraten war, als ich begann, mich in Gedanken mit dem Abmarsch in Richtung Sibirien vertraut zu machen,

geschah, was ich auch heute noch fast wie ein Wunder ansehe: Die Sowjets ließen uns laufen, nicht nach Sibirien, nicht nach Russland, „*Wojna kaput, nach Hause*“¹, war die Parole. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und versuchten, um einem eventuellen Sinneswandel zuvorzukommen, so schnell wie möglich die alte Reichsgrenze zu erreichen. Gerüchte besagten, drüben solle bereits der Ami sein. Die pausenlos vom Kamm des Gebirges herab und in Richtung Teplitz rollenden Panzer, Stalinorgeln, LKW's besagten allerdings etwas anderes. Wie eine stählerne Lawine wälzte sich die Kriegsmaschinerie zu Tal. Um nicht unter Räder und Ketten zu geraten, versuchten wir im Straßengraben voranzukommen, stolperten dabei über Ausrüstungsgegenstände, umgingen Fahrzeugwracks. Stellenweise brannte der Wald. Die Toten im Straßengraben wurden von der Dunkelheit barmherzig zugedeckt. In allen Richtungen soweit ich blicken konnte, stiegen farbige Leuchtkugeln in den Himmel: Das Siegesfeuerwerk.

Wie oft wir in dieser Nacht angehalten und durchsucht wurden, habe ich nicht gezählt. Nach Waffen hat hier keiner mehr gefragt, die Uhren wollten sie und manchmal auch Schnaps. Aber auch das habe ich nicht vergessen: Von ihren Panzern reichten uns russische Soldaten im Vorüberfahren Schokolade herunter, „*Wojna kaput*“.

Noch vor Mitternacht erreichten wir unser erstes Ziel, überschritten wir in Zinnwald die sächsisch-böhmische, die alte Reichsgrenze. Auch hier verwehrte uns niemand, trotz mitternächtlicher Stunde weiterzumarschieren.² Erst in Altenberg wurden wir von einer Patrouille aufgehalten und für den Rest der Nacht in einem ausgeplünderten Haus eingesperrt. Russische Soldaten, im Nachbarzimmer einquartiert, wollten nicht einmal unsere Uhren haben. Vor ein paar Tagen hätten wir uns noch gegenseitig abgemurkst.

1 Anm.: *Wojna* (russ. *Война*) – Krieg

2 Anm.: In Kapitel 11 wird vom Erzgebirgsdorf Zinnwald noch einmal die Rede sein. Auch viele Jahre später wurde die Absicht gehegt, über Zinnwald die Grenze zu überschreiten. Doch im Jahr 1987 sollte das nicht für alle Menschen möglich sein.

Ungehindert durften wir im Morgengrauen weiterziehen. Ein wunderschöner Frühlingstag kündigte sich an. Das erste Grün zeigte sich an den Zweigen der Bäume, Vögel sangen, und am wolkenlosen Himmel zog eine Sonne ihre Bahn, die es schon sehr gut meinte. Sie beschien den ganzen Müll, der am Ende eines Weltkrieges anzufallen pflegt und gleichermaßen Sieger und Besiegte, Plünderer und Ausgeplünderte, Lebende und Tote.

Inmitten dieser Szenerie bewegten wir uns im Laufe des Tages weiter der Heimat zu, mußten aber bei Einbruch der Dunkelheit in Freiberg wiederum eine Zwangspause einlegen, bedingt durch die von den neuen Herren angeordnete nächtliche Sperrstunde. Hilfsbereite Freiburger Bürger boten uns Nachtquartier, Verpflegung und Fahrräder für die Weiterfahrt am nächsten Morgen. Indirekt war das einem Befehl des sowjetischen Stadtkommandanten zu danken, der die Einwohner Freibergs aufforderte, ihre Fahrräder als Kriegsbeute in der Kommandantur anzuliefern. Mit einem halbwegs intaktem Herrenfahrrad war ich so am Morgen des 11. Mai 1945 in Freiberg gestartet, mit einem klapprigen, arg ramponierten Kinderfahrrad, das nur noch mit einem Pedal bestückt war, stand ich abends an der Mulde. Das war das Ergebnis mehrfacher Tauschaktionen, die mir im Laufe des Tages von marodierenden, keinen Widerspruch duldenden Herren aufgenötigt wurden.

Wie und auf welchem Wege ich an die Mulde herangekommen bin, vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Man sprach mit entgegenkommenden deutschen Soldaten oder anderen Passanten, die in jenen Tagen sehr zahlreich die deutschen Landstraßen belebten, fragte nach dem Weg und ob die Luft rein wäre. Auf diese Weise erfuhr ich, daß über die Gebiete westlich der Mulde die Amis die Herrschaft angetreten hätten, daß der nächste Übergang in Colditz gesperrt sei, daß die Amis Jagd auf deutsche Soldaten machten und daß es ratsam sei, sich von der Uniform zu trennen.

Der Zufall wollte es, daß ich in dieser Situation mit einem Landser ins Gespräch kam, der bereits Zivilkleidung trug und am anderen

Ufer der Mulde zu Hause war. Er kannte hier Weg und Steg, unter anderem auch den Steg über einem Muldenwehr in einer entlegenen Fabrikanlage, der „Eule“³, der einen verhältnismäßig risikolosen Übergang über die Mulde ermöglichen sollte. So war es dann auch. Ganz unspektakulär und unbehelligt wechselte ich von den Iwans zu den Amis über. Erleichtert betrat ich das westliche Muldenufer, weil ich meinte, daß die Geister Sibiriens, die bisher meine unsichtbaren Begleiter waren, nur auf eine günstige Gelegenheit wartend, mich wieder zu ergreifen, mich nun endgültig und unwiderruflich ziehen lassen müßten. Noch in diesen Betrachtungen versunken, riss mich mein Begleiter zu Boden. Ein sich nähernder Jeep mit einer amerikanischen Militärpatrouille, ließ es geraten erscheinen, sich vorübergehend unsichtbar zu machen. Noch trug ich meine Wehrmachtsuniform, die mich in den letzten Tagen eher vor Übergriffen geschützt, als diese provoziert hatte. Aber bei den Amis galten offenbar andere Gesetze. Die von den Sowjets im Überschwang des Sieges verkündete Generalamnestie, „*Wojna kaput, nach Hause*“, hatte bei ihren Verbündeten offenbar keine Gültigkeit.

In Groß Sermuth, unmittelbar am westlichen Muldenufer, fand ich bei freundlichen Menschen ein Bett für die Nacht, einen gedeckten Tisch und das wichtigste für mein weiteres Fortkommen, die nun fast lebensnotwendige Zivilkleidung. Der Frühling des Jahres 1945 war ein Jahrhundertfrühling, strahlend schön, sonnig und warm, so daß zu meiner ganz persönlichen, auch äußerlich erkennbaren Demobilisierung, in Abhängigkeit von den Temperaturen, lediglich eine alte Hose und ein Hemd benötigt wurden. Diese zu finden, bereitete meinen Gastgebern keine Schwierigkeiten, so daß ich am nächsten Morgen, nun als unverdächtiger Zivilist, mit der Uniform im Rucksack und weiterhin mit meinem Kinderfahrrad, meinen Weg fortsetzen und damit die letzte Etappe im Zweiten Weltkrieg antreten konnte.

3 Anm.: Pappen- und Papierfabrik Colditz, erbaut 1899, heute Wasserkraftwerk „Eule“

DIE ZWEITE GESCHICHTE

Die Zonengrenze zwischen der sowjetischen und der britischen Besatzungszone Deutschlands und die Gründe, welche u.a. manchen Ostzonenbewohner veranlassten, schwarz über die grüne Grenze zu gehen.

Im Potsdamer Abkommen war noch die Rede davon, daß Deutschland politisch, wirtschaftlich und kulturell als Einheit zu betrachten sei. Zwei Jahre später hatten die Sieger von 1945 die gemeinsamen Festlegungen vergessen. Sie standen sich in offener Feindschaft gegenüber. An den Grenzen zwischen den westlichen und den östlichen Besatzungszonen drohte der „Eiserne Vorhang“ niederzugehen, und im allgemeinen Sprachgebrauch bürgerte sich der Begriff vom „Kalten Krieg“ ein.

In der sowjetischen Besatzungszone verhinderten umfangreiche Demontagen und Reparationslieferungen eine normale wirtschaftliche Entwicklung. Ein besonderes Kapitel war der Abbau der Uranvorkommen im Erzgebirge für die sowjetische Atomrüstung. Aue wurde zum Begriff für die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft unter primitivsten Bedingungen. Wilde Gerüchte waren darüber im Umlauf, und es war nicht verwunderlich, daß die benötigten Arbeitskräfte nur durch Zwangsmaßnahmen verpflichtet werden konnten. Weil ich damals Maurer und damit beschäftigt war, Neubauernhöfe zu bauen, meinte ich, gegen derartiges zuverlässig abgesichert zu sein. Das erwies sich als Irrtum. Am 18. Juli 1947⁴ wurde ich aufgefordert, mich noch am gleichen Tage zu einer ärztlichen Untersuchung beim Arbeitsamt einzufinden. Im Ergebnis der Untersuchung bestätigte man mir beste Gesundheit. Außerdem wurde vermerkt, daß ich jung an Jahren und ledig sei. Unter den damaligen Umständen ließ das allerdings eher Befürchtungen als Freude aufkommen.

4 Anm.: Schreiben vom 18.07.1947 im Anhang

Bereits einen Tag später erschien zu außergewöhnlicher Stunde, abends gegen 9 Uhr, ein Volkspolizist in der Wohnung meiner Eltern und brachte mir eine Arbeitsverpflichtung, gemäß Befehl des Kontrollrates Nr. 3 u.s.w. Unter Androhung von Zwangsmaßnahmen wurde ich für die Zeit vom 21. Juli 1947 bis auf weiteres als „Hilfsarbeiter beim Arbeitsamt Aue“ verpflichtet. Was das bedeutete, war mir klar, und weil „bis auf weiteres“ im ungünstigsten Falle auch lebenslänglich sein konnte, packte ich ein paar Sachen zusammen und machte mich am 21. Juli 1947 in aller Herrgottsfrühe auf den Weg, nicht nach Aue, sondern in der entgegengesetzten Richtung.

Von Leipzig aus wollte ich zunächst die Zonengrenze erreichen und dann weitersehen. Diese Grenze war damals zwar bewacht, aber noch nicht hermetisch abgesperrt und in beiden Richtungen durch Flüchtlinge, Umsiedler, große und kleine Schieber ziemlich stark frequentiert. Demzufolge war auch der Bahnsteig, von dem der nächste Zug in Richtung Halle abfahren sollte, dicht belegt mit Menschen aller Altersstufen, die danach trachteten, sich eine günstige Ausgangsposition für den zu erwartenden Ansturm auf den einfahrenden Zug zu sichern.



Der Leipziger Hauptbahnhof



Die Bahnhofshalle – hier im März 2014 menschenleer

Als es dann soweit war, verwandelte sich der Bahnsteig in einen brodelnden Hexenkessel. Von beiden Seiten, durch Türen und Fenster, versuchten sie die Waggonen zu erstürmen, blieben mit ihrem Gepäck

in den engen Türen hängen, die Nachdrängenden fluchten, Kinder heulten, und wer nicht rücksichtslos seine Ellenbogen gebrauchte, blieb draußen. Zweimal gelang es mir, von der dem Bahnsteig abgewandten Seite aus, über die Gleise, hineinzukommen, zweimal wurden wir von der Bahnpolizei wieder hinausgejagt. Auch Puffer und Trittbretter mußten unter Androhung polizeilicher Gewalt wieder geräumt werden. Mit erheblicher Verspätung fuhr der Zug ab, ohne mich.

Beim nächsten Anlauf gehörte ich zu den Glücklichen, die in letzter Minute noch einen Stehplatz erkämpfen konnten. Die kurze Fahrt bis nach Halle war qualvoll: Auf einem Bein stehend, die Fenster mit Brettern vernagelt, die Luft zum Ersticken. Erst am Abend ging es von Halle aus unter ähnlichen Bedingungen weiter in Richtung Nordhausen. Unterwegs schloss ich mich zwei Grenzgängern an, die in Leipzig zu Hause waren. Der eine war ein gebürtiger Sachse, der andere Franzose. Der Franzose war nach dem Kriege hier hängengeblieben. Er sprach perfekt Deutsch, und so erfuhr ich, daß er in Leipzig eine Frau hätte. Die Russen wären aber verrückt, meinte er, denn sie hätten schon mehrere Male versucht, ihn abzuschieben. Jetzt wolle er nach Hamburg, um seinen Schnaps gegen Heringe einzutauschen. Dieser Zug nach Nordhausen war kein gewöhnlicher Zug, denn unzählige Menschen unterschiedlicher Herkunft und Nationalität hofften jenseits der Grenze auf ein besseres Leben. Mit einem Berliner kam ich ins Gespräch. Er berichtete, dass sein Beruf Friseur wäre, aber er hätte schon als Koch, Maler, Kellner, Tischler, Maurer, Bergmann und Heizer gearbeitet. Er war drei Jahre in russischer Gefangenschaft, jetzt mußte er aus Berlin türmen, da er einen Russen niedergeschlagen hat, der sich an seiner Frau vergreifen wollte.

Trotz nächtlicher Stunde war der Bahnhof von Nordhausen überfüllt mit Menschen, die aus den unterschiedlichsten Motiven von drüben kamen oder nach drüben wollten. Im Warteraum waren nicht nur Tische und Stühle, sondern auch die Fußböden belegt. Dort hatte sich, wer noch ein freies Fleckchen gefunden hatte, ausgestreckt, um ein paar Stunden zu ruhen. Die meisten wollten am Morgen mit der Bahn weiter nach Ellrich, um dort über die Grenze zu gehen. Ange-

sichts der vielen Menschen, die mit uns die gleiche Absicht und das gleiche Ziel hatten, überkamen uns doch einige Zweifel, ob das der richtige Weg mit den besten Erfolgsaussichten sein würde. Im Gespräch mit Ortskundigen wurden wir auf eine andere, offenbar günstigere Möglichkeit hingewiesen.

Noch in der Nacht fuhren wir deshalb mit der Bimmelbahn von Nordhausen aus in Richtung Zwinge bis zum Bahnhof Stöckey, ganze 40 Kilometer in vier Stunden. Dort verließen mit uns noch etwa 30 weitere Personen den Zug, die sich alle in einer bestimmten Richtung in Bewegung setzten. Wir waren noch zu dritt und folgten in angemessenem Abstand, um schnell untertauchen zu können, falls das erforderlich werden sollte. Die Sonne war gerade aufgegangen. Zunächst führte der Weg an einem Waldrand entlang, dann ein Stück über freies Feld, hinter dem Weiler Weilrode, ständig ansteigend wieder durch den Wald. Überall tiefster Frieden, trotzdem waren die Sinne angespannt und darauf vorbereitet, daß irgendetwas passieren könnte. Auf dem Kamm des Höhenzuges erreichten wir den jenseitigen Waldrand und damit die Zonengrenze. Der Grenzverlauf war nicht markiert, ich konnte ihn aber auf meiner Reichskarte eindeutig ausmachen und verfolgen.

Seit dem Abmarsch vom Bahnhof Stöckey vor zwei Stunden, waren wir keinem Menschen begegnet. Ungesehen und unbehelligt wechselten wir aus der sowjetischen in die britische Besatzungszone hinüber. Aber erst in Osterhagen, eine halbe Stunde jenseits der Grenze, fühlte ich mich sicher vor übereifrigen Grenzwächtern und vor den mit der Übergabe der Arbeitsverpflichtung angedrohten Strafen für den Fall des „Nichterscheinens“. In Osterhagen kamen wir mit einem Grenzgänger ins Gespräch. Von Ellrich kommend hatte er es erst beim zweiten Versuch geschafft, die Grenze zu überwinden. Das erste Mal hatten ihn die Russen ergriffen. Zur Strafe mußte er zwölf Stunden im Gipswerk Ellrich arbeiten. Auch beim zweiten Versuch fiel er wieder den Russen in die Hände. Mit einer Flasche Schnaps konnte er sich schließlich freikaufen.

DIE DRITTE GESCHICHTE

Wie und weshalb ich in der Neujahrsnacht 1947/48 abermals über die grüne Grenze ging, diesmal aber in west-östlicher Richtung.

Um mich einer unbefristeten Arbeitsverpflichtung in den Uranbergbau zu entziehen, hatte ich im Juli 1947, nicht ganz freiwillig, die sowjetische Besatzungszone verlassen und war in die britische Besatzungszone über gewechselt. Dort erreichte mich, von meinen Eltern nachgesandt, ein Schreiben mit folgendem Wortlaut:

„Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Sie für den III. Vorbereitungslehrgang zum Hochschulstudium im Herbst 1947 nicht zugelassen werden konnten. Grund: Sie scheinen sich am Neuaufbau nicht aktiv zu beteiligen, da Sie weder der FDJ noch einer der antifaschistischen Parteien angehören.“⁵

Bereits im Frühjahr, lange bevor an die Arbeitsverpflichtung zu denken war, hatte ich mich an der Universität Leipzig um Teilnahme an diesem Lehrgang beworben. Das war nun die Reaktion darauf. Mir blieb damals nichts weiter übrig, als der Stelle, die mich nicht für würdig befunden hatte, meine Verwunderung wegen dieser eigenartigen Auswahlkriterien zur Kenntnis zu geben. Statt einer Antwort erhielt ich eine Aufforderung, mich Anfang Januar 1948 in Leipzig zum Unterricht einzufinden.

Trotz der Möglichkeit, daß die angedrohten Strafen wegen Nichtbefolgens der Arbeitsverpflichtung jederzeit noch wirksam werden könnten, entschied ich mich, das Risiko auf mich zu nehmen und in

5 Anm.: Schreiben der Kreiskommission Leipzig vom 01.09.1947, siehe Anhang

die SBZ⁶ zurückzukehren. In den letzten Monaten hatte ich meinen Lebensunterhalt als Waldarbeiter bei einer britischen Firma verdient, deren Anliegen es war, den deutschen Wald zu dezimieren und die ihren Sitz in Ringelstein, Kreis Büren in Westfalen hatte. Von dort aus machte ich mich also in den Abendstunden des 31. Dezembers 1947 auf den Weg, um in der Neujahrsnacht zwischen Eichenberg und Arenshausen im Eichsfeld über die Grenze zu gehen. Zweifellos war das ein Zeitpunkt, der das Unternehmen außerordentlich begünstigte. Das neue Jahr wurde eingeläutet, als der Zug in Hedemünden an der Werra einlief, und kurz nach Mitternacht stand ich, zunächst ziemlich einsam, in der Schalterhalle des Bahnhofes Eichenberg, mit den besten Vorsätzen für das neue Jahr und in der Hoffnung auf einen glücklichen Grenzübergang. Offenbar war nicht schwer zu erkennen, welches Vorhaben mich zu so außergewöhnlicher Stunde an diesen Ort verschlagen hatte, denn es dauerte nicht lange, da hatten sich ein paar Schicksalsgenossen zusammengefunden, die wie ich, die Gunst der Neujahrsnacht für ihre Zwecke nutzen wollten.

Es war eine ruhige, mondhelle Nacht, der Boden war hart gefroren, stellenweise lag noch etwas Schnee, und wir schienen tatsächlich weit und breit die einzigen Menschen zu sein. Bis Hohengandern, bereits in der Ostzone, marschierten wir an einem Bahndamm entlang, der keine Gleise mehr trug, unbehelligt von Grenzwächtern beider Seiten.

Von Arenshausen, der ersten Bahnstation jenseits der Grenze, hofften wir, im Laufe des Tages mit der Eisenbahn weiterzukommen. Aber der Fahrplan besagte, daß an Sonn- und Feiertagen der Zugverkehr ruhe, daß wir demzufolge noch über 26 Stunden warten müßten. Am Neujahrmorgen gegen 3 Uhr mußten wir diese herbe Enttäuschung hinnehmen. Zum Glück war der Schalterraum des kleinen Bahnhofes nicht abgeschlossen. Es gab dort ein paar Bänke, die zur Nachtruhe einluden, in meinem Gepäck hatte ich eine Wolldecke, und ein Gefährte dieser Nacht fand in den Zäunen benachbarter Grundstücke

6 Anm.: SBZ – sowjetische Besatzungszone